Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 27 (1925)
Heft: 10

Artikel: Ein neues Buch Dimitrij S. Mereschkowskijs
Autor: L.S.B. / Mereschkowskij, Dimitrij
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748683

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

EIN NEUES BUCH DIMITRIJ S. MERESCHKOWSKIJS

In seinen zur Trilogie *Christ und Antichrist* verbundenen Werken *Julian Apostata, Lionardo da Vinci* und *Peter und Alexej* hatte Mereschkowskij das Problem einer Synthese göttlicher und menschlicher Wahrheit aufgegriffen, um in dieser „heiligen Vermischung" den Weg zum „dritten Reich" auf Erden zu finden, wo die Erkenntnis höchster Liebe zu höchster Freiheit führt.

Dieser Trilogie liess er, nun ganz der russischen Geschichte zugewandt, die von *Paul I., Alexander I.* und vom 14. *Dezember* folgen, die wiederum von den beiden Prinzipien Christ und Antichrist — hier in der Bedeutung ihres Widerstreits für Russlands Zukunftslos — handelt. Auf dem Geschichtlichen fußend, entwickelt er in Wirklichkeit seine religiös-philosophischen Gedanken, wobei er aber, wenigstens nach Außen hin, dem Ganzen den Charakter des Romanes wahrt. Anders in seinem jüngsten Buche *Die Geburt der Götter* oder *Tutenchamon auf Kreta,* das vor Kurzem in russischer Sprache in Prag erschien. Der Dichter kehrt hier zur antiken Welt zurück, um die Zeit vor uns auferstehen zu lassen, da der Ägypterkönig Echnaton seine kurz die „Lehre" geheißene Religion des einzigen, alle Götter in sich vereinenden Gottes Amon, des Gottes von Frieden, Liebe und Licht verkündete und darob sein Reich dem Schwerte der „eisernen Männer" preisgab, die — wandernde Griechenstämme — von Norden einfielen.

Einen Roman im literarischen Sinne können wir dieses Werk Mereschkowskijs nicht wohl nennen; viel eher stellt es sich als wissenschaftlicher Exkurs über Sitten und Gebräuche des alten Kreta, denn als belletristische Schöpfung dar. Wohl läuft durch das Ganze eine kleine Liebestragödie, aber sie ist nur der Faden, auf den der Dichter die formedeln und farbenprächtigen Früchte seines Forscherfleisses reiht. So wird denn die Kunst hier zur Dienerin der Gelehrtheit, und mancher Leser übersieht vielleicht ob lauter Respekt vor so viel Wissen um Historie und Kulturgeschichte die poetische Schönheit, in der dies Wissen ihm entgegentritt: Bilder von der altkretischen Kultur, vom blutigen Kulte der Stiergottheit Adun mit den geheimnisvollen Tänzen seiner Priester und Priesterinnen, vom Inselkönig mit der Maske des Stierhauptes, dessen Antlitz nicht geschaut und dessen Stimme nicht gehört werden darf, vom rätselvoll dämmernden Labyrinth, vom mystisch darin im Zeichen des Hermaphroditen waltenden Lebens und, ungemein plastisch, das Bild des jungen Prinzen Tut-ench-Amon, den seines Onkels Echnaton diplomatische Mission nach Kreta führt.

Mit welcher Sicherheit Mereschkowskij in einigen Strichen zu zeichnen versteht, sagt uns seine Art, gerade diese Gestalt des künftigen Pharao bar aller Majestät und Mystik und auf rein Menschliches reduziert vor uns erscheinen zu lassen. So etwa im Kapitel „Das Labyrinth", wo wir Tutenchamon bei seinen täglichen Gepflogenheiten und Verrichtungen begegnen — im Schlafgemach, im Ankleidezimmer, am Schreibpult — seine kleinen Sorgen und Ängste um sein leibliches Wohlergehen kennen lernen, ihn Gespräche über ägyptische und kretische Kunst führen hören und über die schülerhaften Antworten lächeln, die er dem Kreterkönig Idomin auf dessen Fragen und Warnungen mit Bezug auf die Politik des friedliebenden, von jenem als verrückt erklärten Königs Echnaton gibt. Hier nur ein Beispiel dieser Anschaulichkeit:

„Auf verschränkten Beinen vor einem niedrigen Pult mit schräger Platte kauernd, tauchte er (Tutenchamon) den Binsenpinsel in die Tinte und malte deutlich die hieroglyphische Kursive auf den seidig-glatten Papyrus.

Eine mächtige, schwarze Jagdkatze, halb Panther, schlief auf einem kleinen Teppich ihm zu Füßen. Tutenchamon und die Katze sahen sich etwas ähnlich, beide hatten dasselbe runde, platte, breite Gesicht, große, leere, wie bei wilden Tieren geschlitzte Augen, eine vorsichtige Weichheit in den Bewegungen und eine gleichgültige Zärtlichkeit. Sie trennten sich niemals, die Katze folgte ihm überallhin wie ein Schatten, und zuweilen schien es ihm, als sei sie nicht ein Tier, sondern ein schützender Hausgeist.

Nach der ägyptischen Sonne konnte er sich immer noch nicht an die hiesige Kälte gewöhnen. Vor der Morgenfrische hüllte er sich in eine warme Decke und wärmte sich am Feuerbecken, das mit glühenden Kohlen angefüllt war. Die frierenden Finger vermochten den Pinsel nur schlecht zu halten.

‚Ein großes Wunder geschieht auf der Insel Keftiu: das Regenwasser wird von der Kälte fest und weiß wie Salz. Schnee nennen es hier die Bewohner, wir aber kennen nicht einmal ein Wort dafür, weil unsere Augen solches Wunder nie geschaut haben', beschrieb er den Schnee auf dem Berge Ida, und dabei wurde ihm noch kälter. ‚Bring Kohlen her!' befahl er dem Diener, und sein Schreibzeug niederlegend, steckte er die Hände unter die Decke."

Nicht in allen Gestalten des Buches ist solcher Pulsschlag wirklichen, natürlichsten Lebens; die aber, denen der Autor ihn zu geben wusste, treten so lebendig aus dem mystischen Dunkel ihres Hintergrundes hervor, dass wir uns kaum wundern, sie in Mereschkowskijs Redeweise, in seinem charakteristischen Stil und seinen ausdrucksvollen Antithesen reden zu hören. Ja, diese alten Kreter befremden uns selbst da nicht, wo ihre Ideen uns als die des Autors selber längst bekannt sind. Immerhin — wenn wir lesen, dass „die Mutter Erde, die in Geburtswehen — menschlichen Leiden — liegt, den Gott gebiert", oder dass „der Vater nicht dem Sohne die Menschen, sondern den Menschen seinen Sohn opfert", so stutzen wir doch etwas darob, wie Mereschkowskijs eigenster Geist diese ferne Welt durchsetzt, und trotz mancher meisterhaft gezeichneter Seiten, trotz packender Bilder von schaurigen Mysterien leidet an solchen Stellen doch die künstlerische Überzeugungskraft.

Ein kleines Meisterwerk ist Mereschkowskij in dem „Pasiphae" überschriebenen Kapitel geglückt. Eine Probe, die wir ins Deutsche zu übertragen versuchten, wird besser als jede Rezension von des Dichters lebendiger Gestaltung, von seiner Gabe der Komposition und von poetischer Schönheit zeugen. —

L. S. B.

PASIPHAE

Auf dem Kampfplatz von Knossos fanden Stierspiele statt. In den abschüssigen Abhang eines Hügels waren für die Zuschauer Bänke gehauen und mit Kacheln aus Kalkstein ausgelegt; sie lagen im Halbkreis über dem ovalen, mit Sand bestreuten Platz. In der Mitte dieses Halbkreises erhob sich das

lilapurpurne Zelt des Königs auf vergoldeten Stangen mit Doppeläxten geschmückt. Ein gigantischer, silberner Stierkopf erstrahlte über dem Zelt. Die unterste Reihe der Bänke ruhte auf Pfeilern aus Zypressenholz, sie war unterbrochen von dunkeln Gängen, die zu den Ställen der Stiere führten.

Von einer Seite erblickte man einen schmalen Streifen blauen Meeres, während gegenüber die von bläulichem Schleier umhüllte Silhouette des Berges Kerat an das gen Himmel gewandte Antlitz des Titanen erinnerte — des gestorbenen Gottes Adun — dem zu Ehren auch die Stierspiele abgehalten wurden.

Sie begannen mit dem Tanz der Priester des Gottes Adun, der Kureten, der Erzieher des Neugeborenen. Ihnen hatte die Mutter den Sohn übergeben, damit sie ihn vor dem väterlichen Zorne schützeten, denn der Vater ist das verzehrende Feuer, das zu verzehrende Kind aber — der Sohn. Und sie verbargen das Kindlein in einer Grotte der dyktinnäischen Berge, wo ihn die Ziege Amalthea mit ihrer Milch nährte, wilde Bienen ihm Honig von Bergblumen brachten, während die Kureten einen Kreis um ihn schloßen und tanzten, so dass das Gestampf ihrer Füße und das Getöse der Panzer und Schwerter das Weinen des Götterkindes übertönten, damit der Vater den Sohn nicht finde und verschlinge. Doch das ewige Feuer wird das ewige Opfer finden und es verschlingen.

In ihrer Trauer über den Tod des Gottes verwundeten sich die verzückten Jünglinge mit ihren Schwertern, dass das Blut wie roter Tau auf den weißen Sand fiel.

Da sank plötzlich einer der Tänzer in Krämpfen zuckend und mit Schaum auf den Lippen zu Boden. Alsbald bildeten die übrigen Tänzer einen engen Kreis um ihn und eine entsetzliche feierliche Handlung vollzog sich: mit einem Messer aus Feuerstein entmannte sich der Jüngling mit dem Rufe:

„Preis sei Adun, der Jungfrau — dem Jüngling!"

Und die Menge der Zuschauer erhob sich von den Bänken, und wie aus einem Munde ertönte der Ruf:

„Io Adun, io Adun! Freue dich, du Jüngling, Jungfrau frohlocke!"

Nach dem wahnsinnigen Tanze der Kureten kam der ruhige Tanz der Priesterinnen des Mondes. In bläulich-durchsichtigen

Gewändern, leicht wie eine mondbeschienene Wolke, ruhig wie die Schatten des Mondes auf nächtlichen Wolken schwebten sie dahin durch die wogenden, labyrinthisch gewundenen Figuren des Tanzes. Sie führten den Reigen der Pasiphae, der Allerleuchtenden — des Mondes zur Vollmondzeit; sie tanzten den sanft berauschenden, wirbelnden Rundtanz alles dessen, was auf Erden ist — vom Schößling der Rebe bis zu den Strudeln der Meerestiefe, vom Gekräusel der Mädchenlocken bis zu dem Rundgang der nächtlichen Sonnen, denn alles tanzt auf Erden, alles dreht sich in ewigem Kreise.

Und die große Menge der Zuschauer hielt wieder wie die Brust eines einzigen Menschen den Atem an, denn sie fühlte, dass Gott in der Stille wohne.

Als aber im Westen zwei glutrote Flammen erloschen, und über dem königlichen Zelt zwei Stiergehörne, am rosaschimmernden Berge Kerat aber die zwei Hörner des jungen Mondes in silbernem Scheine aufleuchteten — da fingen die Stierspiele an.

Die messingenen Gitter der Ställe hoben sich knirschend an ihren Ketten und die wilden Stiere sprangen hervor — weiße, schwarze, rötliche, scheckige — schwer und dick, mit mächtigen Hörnern, ungeheuer prächtig — Erstlinge der Schöpfung, Söhne der Mutter Erde, Gottgleiche.

Da sie lange in den Ställen gestanden hatten, freuten sie sich ihrer Freiheit, liefen umher, hüpften, machten allerlei Sprünge, als tanzten sie gleichsam dem Gotte Adun — dem himmlischen Stiere — ihren Tanz. Der Staub wirbelte auf und stieg empor wie der Rauch einer Feuersbrunst, die Erde erdröhnte unter dem Gestampf der Füße und die Luft erzitterte von dem Gebrüll, das wie unterirdischer Donner rollte.

Da erschienen Menschen, unter den Stieren merkwürdig klein zu sehen, als wären es lauter Knaben und Mädchen. Es waren Tänzer und Tänzerinnen, Akrobaten und Akrobatinnen; sie waren nackt, nur die Füße steckten in niedrigen Bundschuhen, und um die Lenden führte ein schmaler, runder Ledergürtel mit Messingbeschlägen, der den Körper wie einen Wespenleib in zwei Teile schnitt; daran hing ein kleines Lederschürzchen. Es waren braune, dürre, muskulöse Körper, mit

kaum gerundeten Brüsten — bei allen ganz gleich — so dass man nicht unterscheiden konnte, was ein Mädchen, was ein Knabe war.

Zusammen mit den Stieren eröffneten sie nun ihren einzigartigen Tanz. Wenn das wütende Tier von ferne sich mit gestellten Hörnern auf den Menschen stürzte, erwartete ihn dieser regungslos, und nur im letzten Moment, da die Hörner den Leib eben zu durchbohren schienen, hüpfte er kaum merklich zur Seite, packte sie, und die Bewegung des Stierkopfes, der im Begriff war, ihn auf die Hörner zu werfen, ausnützend, schwang er sich selbst hinauf und sprang mit ungeahnter Leichtigkeit auf den Rücken des Tieres.

Nun wurde die letzte Gittertür aufgezogen, und ein Stier sprang hervor — von allen der furchtbarste und wildeste, den man kurz vorher in den Schluchten des Berges Ida gefangen hatte, auf jener letzten Jagd, an der Dio, die Tochter Aridoels, und Tammusadad, der Babylonier, teilgenommen hatten. Er war weiß wie Meeresschaum, prächtig wie der Gott, der beim Tosen der weißschäumenden Wogen dem blauen Meere entstiegen, der göttliche Stier — Pasiphaes Geliebter.

Man ließ ihn zum erstenmal auf den Kampfplatz heraus, drei Tage zuvor aber hatte man ihn, um ihn zu zähmen, dürsten lassen, sonst wäre es keinem möglich gewesen, mit ihm fertig zu werden.

Ein hoher eichener Trog, mit Wasser gefüllt, stand auf dem Platz unter dem königlichen Zelt. Als der Stier daran vorbeilief, witterte er das Wasser, blieb stehen, hob sich, stellte die Vorderfüße auf den Rand des Troges, tauchte dann sein Maul hinein und begann gierig zu trinken.

Ein dickes Tauseil, an zwei Mastbäumen befestigt, hing über dem Trog. Schnell und behende wie ein Eichhörnchen kletterte an einer der Stangen ein Mädchen von fünfzehn Jahren empor, lief das Seil entlang, blieb über dem Stier stehen und, die Arme vorgestreckt, stürzte es plötzlich hinunter, mit dem Kopf voran, wie ein Taucher von seiner Höhe ins Wasser springt. Der nackte Körper — halb Kind, halb Jungfrau — fuhr spitzig wie ein Pfeil durch die Luft — und das Herz erstarb selbst bei den ältesten Zuschauern. Ein kleiner Fehler beim Sprung — und die

mächtigen Hörner würden den Körper wie ein Schwert durchschneiden. Aber die Berechnung war richtig, das Mädchen fiel unbeschadet zwischen die Hörner.

Der Stier sprang vom Troge, schüttelte den Kopf und hüpfte wütend, um die Tänzerin abzuwerfen. Doch sie hielt sich fest, mit Händen und Beinen in den Hörnern verankert; das eine Horn in der Achselhöhle, das andere zwischen den Beinen, so hing sie da, wiegte sich wie auf einer Schaukel und spielte mit dem Tode.

Plötzlich schwang sie sich auf den Rücken des Tieres, richtete sich auf und hüpfte zur Erde. Der Stier hatte noch keine Zeit gehabt, sich nach ihr umzudrehen, als schon eine zweite Tänzerin an ihm emporsprang, ihre Hände der ersten entgegenstreckte, sie zu sich hob, im Bogen über sich hinweg auf den Rücken des Stieres warf und dann auch niederhüpfte. Wieder richtete sich die erste auf und warf die zweite über sich; und so ging es fort; bald die eine,bald die andere flogen und flogen sie dahin in der weißen Staubwolke und schossen wie Schwalben durch die Luft.

Aus dem königlichen Zelt vernahm man ein leises Klatschen. Hier schlug man nach dem Brauche des Landes nicht die Handflächen aneinander, sondern Finger auf Finger. Und die Menge der Zuschauer antwortete mit demselben leisen Klatschen.

... Die Abenddämmerung sank nieder und die strahlenden Hörner des Mondes warfen schon die schwarzen Schatten des Stiergehörns auf den weißen Sand des Platzes, als ein Signal das Ende der Spiele verkündete. Die Stiere wurden in ihre Ställe gebracht - die zahmeren führte man an einem Nasenring, die wilden dagegen fing man mit dem Lasso ein.

Auf dem leeren Platz versammelten sich nun Tänzer und Tänzerinnen vor dem königlichen Zelt, um zu vernehmen, wem der Sieg in den Wettspielen zugesprochen wurde. Von dreizehn hatte man nur drei verwundet hinausgetragen, Tote gab es keine, was für ein schlechtes Zeichen galt — Gott hat kein Opfer angenommen, der Hauptgrund der heiligen Spiele aber lag eben in dem menschlichen Opfer.

Die lila-purpurnen Vorhänge des königlichen Zeltes, die im Licht brennender Fackeln amethystfarben schimmerten, wurden leicht auseinandergeschoben, und es erschien der Stierkopf des

Königs. Außer den ihn umgebenden Skopten sah niemand sein menschliches Gesicht, hörte niemand seine Stimme. Doch auch vor der Stiermaske schon bedeckten die Leute in ehrfurchtsvollem Entsetzen das Gesicht mit den Händen, denn Gott schauen bedeutete Sterben. Und ein Murmeln ging durch die Menge wie das Rauschen der Bäume in nächtlicher Stille:

„Erbarme dich unser, Herrscher — Herscherin!"

Da rief jemand hinter dem Rücken des Königs in die eingetretene Stille:

„E-oja, Tochter Ithobals, freue dich!"

Die Siegerin trat hervor und fiel auf ihr Angesicht. Ein Kranz aus weißen Safranblumen flog aus dem Zelt auf sie nieder. Gott hatte kein Blutopfer angenommen, so musste ihm ein blutloses Opfer geweiht werden. Der Safrankranz krönte die Braut des Sonnenstiers — die Göttin des Mondes zur Vollmondzeit, Pasiphae, die Allerleuchtende.

„E-oja, Tochter Ithobals, freue dich! Freue dich, du Gottgeliebte!" wiederholte die Menge der Zuschauer.

DIMITRIJ MERESCHKOWSKIJ

Deutsch von L. S. BAGDASARIANZ